

Unsere Heimat

Herausgegeben von Gustav Kleihle, Schirgiswalde.

En schinn Gruß aus Schorgswale.

(Schirgiswalder Landsmannschaft, Dresden).

1. Schinn guttn Dobnd mittn ander!
Ihe kimmt Schorgswale droa!
Ja, mir sein o keene Garst'chn!
Markt mir doas ne glei oa?
2. Gatt ach Acht'che, wie ich råde,
Und do wist'r glei Bescheed!
Hätt de Lausitz kee Schorgswale,
Lät se mir weesknebbchn leed.
3. Is Schorgswale o lee Dra's'n,
Is es o ne ganz su gruß —
's is Euch dach a schienes Fleck'l,
Und de Leute hann woas lus!
4. Woas Euch ihe dort bis lustern
Alles na zo Kure gitt —
Nee, Ihr Leute, do kann Dra's'n
Weeshterhole nemmi mit!
5. Hoats Euch jemols doo a Dra's'n
ene „Bogelhudst“ gegahn? —
Suwoas gibts Euch a Schorgswale!
Jeder Piepmaz kanns dort sahn.
6. Wenn'ch nu goar a „Foaschnacht“ denke,
Pocht merschs Harze schunn Galopp!
Denn do stellt se a Schorgswale
Wortlich alles offn Kopp.
7. Schiene is Euch a zo lustern,
Wenn mer „om Brinnduurschtche schreien“
Doas muß'ch andermoal erzähln
Doas muß ja ne hinte sein.
8. Hinte wünsch ich vill Vergnüg'n!
Lacht und tanzt ad! Seid ju quäd'ch!
Seid moal na Schorgswäler Mode
Alle — recne messldreht'ch!

Josef Vogt, Chemnitz.

Die Communalgarde zu Schirgiswalde.

In Nr. 2 vom Jahre 1935 der Heimatbeilage (17. Januar) erschien ein Aufsatz über die Communalgarde zu Schirgiswalde von Carl Swoboda. Die Zeit ums Jahr 1848 gehört mit zu den interessantesten Abschnitten der Schirgiswalder Ortsgeschichte, und es ist schade, daß in der Ortschronik von Adolf Stoy diese Begebenheiten übergangen worden sind. Wenn Herr Swoboda am Schlusse seiner Ausführungen darauf hinweist, daß das betr. Altentück auch für die Familienforschung wertvoll ist, so muß ich ihm beipflichten. Gerade deshalb, daß noch manchem der jetzt lebenden Schirgiswalder der oder jener in den Altentücken auftauchende Name wohl bekannt ist und Erinnerungen erweckt, gewinnt die Schilderung der Zustände von 1848-49 an Interesse. Es ist un-

gemein reizvoll, jene unruhige Zeit und das Verhalten der Schirgiswalder Vorfahren in diesen Jahren von ruhiger Warte aus zu betrachten. Viele Dinge sind vorgekommen, über die wir jetzt lächeln und wohl gar mittel- dig auf die damaligen Menschen herabschauen; ob mit oder ohne Berechtigung möge unerörtert bleiben. Auf Grund der Akten sollen kleine Abschnitte gegeben werden, die die „Communalgardenzeit“ beleuchten.

In der Landeshauptstadt war die Communalgarde bereits 1830 gegründet worden. Bekanntlich hatte die Nationalversammlung zu Frankfurt am 28. März 1849 eine Deutsche Reichsverfassung beraten, die der Reichsverweser Erzherzog Johann von Oesterreich, sofort als ein in allen Staaten Deutschlands gültiges Gesetz verkünden ließ. 29 Mittelstaaten nahmen die Verfassung an, Preußen, Hannover, Bayern und Sachsen lehnten ab. Deshalb kam es zu Aufständen, auch in Sachsen. Als nun gar König Friedrich August von Sachsen die beiden Kammern auflöste, brach das Unwetter über das Land herein. Zuerst entlud sich das Gewitter über der Hauptstadt. Die sächsische Regierung hatte weitgehend vorgebeugt und überall im Lande „Communalgarden“ errichten lassen, die als Sicherheitswache den Aufständen entgegenzutreten sollte. Das Ministerium hatte eine Verordnung erlassen, nach der die Ortsobrigkeiten für vorkommende Exzesse verantwortlich gemacht wurden (siehe Aufsatz von Swoboda Nr. 2 1935). Der Aufruf, den der damalige Stadtrichter Ginzler und seine Beisitzer August Dittrich und Anton Düring erließen, fordert die Bewohner von Schirgiswalde zum Eintritt in diese Sicherheitswache auf. Von den 247 in Betracht kommenden Einwohnern im Alter von 21 bis 50 Jahren hatten sich anfangs nur 39 gemeldet. Infolge mehrfacher Werbung stieg die Zahl auf 66. Der Aufruf war durch den Berichtsdienner jedem Einwohner persönlich zugestellt worden. Zunächst fragte niemand nach Gesundheit und Eignung. Knechte und Handwerksgehilfen, auch Tagelöhner, waren befreit. Am 1. Mai wurde ein provisorischer Ausschuss der Communalgarde gewählt, dem außer dem Stadtrichter Ginzler die Herren Franz Dittrich, Paul Reinsch und Ferdinand Dittrich angehörten. Zum Kommandanten wählte man den Stadtrichter Ginzler, Vizekommandant wurde der Papierfabrikant Moriz Gorbe, zunächst gute Freunde. Die erste „Arbeit“ des Communalausschusses bestand in zahlreichen Wahlen. Fast täglich waren Sitzungen abzuhalten, fast alle im Gasthause des Herrn Dittrich. Vor allem mußten Hauptmänner ernannt werden: Franz Dittrich (1. Komp.), Paul Reinsch (2. Komp.). Jede Kompagnie erhielt drei Zugführer: 1. Komp. Paul Hauptmann, Franz Illmann, Paul Dittrich; 2. Komp. Ferdinand Dittrich, Bernhard Hentschel, Karl Mildner. Hauptleute und Zugführer wählten je 6 Rottmeister. Es wurde auch eine Kasse gegründet, um den Unbemittelten die Anschaffung von Monturen und Waffen zu erleichtern. Als Kassierer bestimmte man Bernhard Hentschel. Da man, von allem Anfang an nicht an regelmäßige Ablieferung von Beiträgen glaubte, begab sich eine Deputation nach Bautzen, um vom Domstift einen Beitrag zu erhalten. Die Subskriptionsliste scheint nicht gewirkt zu haben, auch die freiwilligen Beiträge flossen spärlich ein. Die Gardisten rüstete

man zunächst mit Lanzen aus, von denen einige im Heimatmuseum zu sehen waren. Außerdem mußte jeder Gardist eine weiße Armbinde haben. Exerziert wurde zweimal in der Woche. Der Bizekommandant beantragte, noch einen Exerziertag hinzuzunehmen. Die Gardisten mußten also nun dreimal zur Übung kommen, darunter als 3. Tag Sonntagnachmittag. Kein Wunder, wenn Unzufriedenheit entstand. Als nun gar noch Nachtdienst eingerichtet wurde, „weil es in Schluckenau“ nächtlicher Weise gebrannt hatte“, suchten sich viele zu drücken. Je 4 Mann mußten 10 Uhr zur Nachtwache antreten, darunter ein Zugführer. Es war nur gut, daß das „Wachlokal“ sich in der Schenke des Herrn Kommandanten befand. Nach kaum dreiwöchentlichem Bestehen gab es zwischen den beiden Kommandanten heftigen Streit. Ginzel beschwert sich, daß ihn Bizekommandant Garbe auch „wörtliche und tätliche Injurien“ beleidigt habe. Er legte deshalb sein Kommando nieder, zunächst vorsichtigerweise so lange, bis der Streit erledigt ist. Auch Garbe legt nieder, auch „einstweilen“, so daß die Garde verwaist ist. Für Ginzel wird Franz Dittrich provisorischer Kommandant, für Garbe Kassierer Hentschel dasselbe. Ausdrücklich läßt Garbe feststellen, daß er „vorher“ niedergelegt habe. Der Ausschuß nimmt Partei für Ginzel und schließt Garbe aus. Dieser will nun gar nicht mehr zur Garde gehören. Der Ausschuß aber droht mit Klage nach Bautzen. Garbe muß wieder gewöhnlicher Gardist werden, erhält aber dann den Posten eines Rottmeisters. Als solcher muß er seine Mannschaft zum Exerzieren bestellen. Das besorgt er so lässig, daß wiederholt er und seine Mannschaft fehlen. Dafür wird er verwarnt und ihm Strafe angedroht. Aus dem vorher so eifrigen Gardisten Garbe ist nun ein hartnäckiger Feind der Communalgarde geworden.

Winterwanderung im Mittellaufiger Bergland.

Auch ein schneearmer Winter kann für den Naturfreund zu einer Quelle reiner Freuden werden, wenn er es nur versteht, sie zur rechten Zeit am rechten Orte zu suchen. Und wenn es eine ganz leichte Schneedecke nur ist, die gleich einem feinen Schleier auf der Landschaft ruht, so kann diese gemeinsam mit der winterlichen Feierstille dem Heimatwanderer zu einem reichen Erleben werden.

Auf Bahnhof Cunewalde soll unsere heutige Winterwanderung ihren Anfang nehmen und als Endziel das Spreetalstädtchen Schirgiswalde in Aussicht nehmen. In dem unmittelbar anschließenden Weigsdorf trennen wir uns von der Dorfstraße und folgen der Gemeindefstraße nach Wurbis. In geringer Steigung führt sie etwas bergan und schon sehen wir uns von einer Berglandschaft umgeben, die eine Aussicht nach allen Seiten hin wert ist. Vor uns der Bielebohzug, der seinen blaugrünen Waldmantel weit herabwallen läßt. Ein Rückblick zeigt uns die steil und mässig empor steigende Czornebohke mit ihren nordwestlichen Vorhöhen Herrenberg, Schmoritz und Thronberg. Weiter westlich grühen Mönchswald und Picho. Wie genießen an dieser Stelle eine der typischen Ansichten des Mittellaufiger Berglandes, wie solche unsere Landschaft in so reichem Maße bietet. Der Weg führt uns nunmehr an den Saum des Waldes, der dem Nachbarberge des Bieleboh, dem Wurbisberge, angehört, an dessen unterm Hange das Dörfchen gleichen Namens liegt. Es ist dereinst am Orte eines Windbruches erbaut worden, denn dies bedeutet sein Name. Ehe wir zu ihm gelangen, führt uns der Weg zuvor durch ein Stück selten schönen Fichtenwaldes. Die dicht gedrängt stehenden Bäume geben der Straße das Bild eines grünen Ganges. In Wurbis überschreiten wir die verkehrsreiche Bautzen-Neusalzaer Straße und wandern im Orte aufwärts. Oben nimmt uns der Wald nun für etwas längere Zeit auf, in ansehnlicher

Höhe leitet uns der Crostauer „Kirchweg“ am Abhange des sogenannten Wotsberges dahin. Wo der Wald sein Ende erreicht, dringt seit einiger Zeit ein Granitsteinbruch tief in das Mark des Berges. In 384 m Seehöhe sind wir in dem Bergdorfe Crostau angelangt, das in Hinsicht auf seine entzückende Lage von keinem Orte unseres Berglandes übertroffen wird. Dies hat man schon von 40 Jahren erkannt, beherbergte es doch bereits damals gegen 50 Sommerfrischler. Der Ort läßt eine rege Bautätigkeit aus letzter Zeit erkennen. Die Dorfstraße führt uns abwärts zum Gasthof, zu Schule und Kirche, die eine Meereshöhe von 324 m aufweisen. Der Ort darf in diesem Jahre auf ein 475jähriges Bestehen zurückblicken, denn soweit gehen die urkundlichen Nachrichten über ihn zurück. Eine eigene Kirche besitzt Crostau erst seit dem Jahre 1600.

Der mächtige Waldrücken der Rälbersteine zur Linken begleitet uns talwärts an den vereinzelt liegenden Häusern von Neucallenberg vorbei nach Schirgiswalde. Vor uns erhebt sich die hochgelegene katholische Pfarrkirche, und am Eingange des Städtchens begrüßt uns ein munteres Flüsschen: die junge Spree. Durch die „Niedergasse“ gelangen wir zur Spreebrücke, deren Vorgängerin 1897 ein Opfer des Hochwassers wurde, und jenseits derselben nach dem Markte und seinen malerischen Laubenhäusern, seiner Christusstatue in der Mitte und dem ihn nach oben abschließenden stattlichen Erbgerichtsgebäude. In einer der zahlreichen Gaststätten der Stadt finden wir eine angenehme Raft und leibliche Stärkung.

Es war nicht ein Weg über weit ins Land schauende Berggipfel und durch bachdurchrauschte Täler, den wir in knapp anderthalb Stunden zurückgelegt haben, und doch ist auf dieser verhältnismäßig kurzen Strecke soviel Heimatschönheit offenbart worden, daß wir beglückt der Wanderung gedenken.

Zur Rückkehr sei der Weg über Callenberg und Niedercrostaupf empfohlen. Am Ende der Schirgiswalder Niedergasse folgen wir dem am untern Westhange des unbewaldeten Callenberges hinführenden Fahrwege, der schließlich auf die Dorfstraße von Callenberg trifft. In der Mitte des Ortes zweigen wir links ab, kommen darauf an eine aussichtsreiche Berglehne mit mehreren Neubauten, des weiteren hinab in ein Wäldchen, das sogenannte „Hofestöckchen“, und sodann in den Niedercrostauper Ortsteil Wiesenteil. Hier bemerken wir links einen Hügel mit einem auf seiner Höhe, den ein trockener Graben umgibt. Es ist der Standort der ehemaligen Wasserburg Niedercrostaupf. Wir wandern nun in der bisherigen Richtung durch das Dorf. Am Dorfsende verläßt die Straße den Ort in nördlicher Himmelsrichtung und durchläuft fernerhin das anmutig gelegene Dörfchen Carlsberg, das erst um 1796 gegründet worden ist. In Halbbendorf schneiden wir die Staatsstraße nach Neusalza und kehren über Köblitz und Weigsdorf nach unserm Ausgangspunkte in Cunewalde zurück.

Die Neustädter Madonna.

Von Franz Kösl er

Neustadt ist die Schwesterstadt von Sebnitz. Sie ist aber nicht so alt wie Sebnitz. Obwohl auch die Lage von Neustadt große landschaftliche Reize aufweist, kann sie sich doch in dieser Beziehung mit Sebnitz nicht messen. Beide sind aber echte Blumenstädte, in denen die Herstellung künstlicher Blumen und Blätter seit etwa 100 Jahren den Haupterwerbszweig bildet. Schwesterstädte sind sie aber von alters her. Beide waren einst vielbesuchte Wallfahrtsorte. Sowohl Sebnitz wie Neustadt besaßen ihre Madonnenstatue. Der Unterschied ist der, daß Sebnitz sein Marienbild bis in unsere Tage gerettet hat, während das Neustädter Madonnenbild durch engherzigen Unverstand eines Geistlichen vernichtet wurde. Für die Sebnitzer „Weinende Madonna“ besteht wohl in unserer heutigen Zeit keine Gefahr mehr. Wie glücklich könnte sich Neustadt schätzen, besäße es noch das alte Madonnen-

bildnis. Daß man die Marienstatue nach der Reformation aus der Kirche entfernte, kann man verstehen. Im alten Diakonatsgebäude wurde es aufbewahrt und verstaubte in einem Winkel. Immerhin, man ließ es unverfehrt. War die Statue auch aus dem Gotteshause entfernt worden, das Volk hatte seine „hölzerne Maria“ nicht vergessen. Von Generation zu Generation vererbte sich die Kunde von dem Vorhandensein der wunderiätigen Statue. Der Chronist berichtet, daß immer und immer wieder Leute ins Diakonatsgebäude kamen, um sich zu überzeugen, ob das Bildnis noch vorhanden war. Vielleicht hatte man davon gehört, daß ein unduldsamer Priester in Sebnitz die Statue des hl. Josef zersägt hatte. Kein Wunder, daß das Volk sich im Laufe der Zeit allerlei abergläubische Geschichten zusammenreimte. Jedenfalls vergaßen die Neustädter ihre Madonna nicht. Um diesem „Aberglauben“ ein Ende zu machen, vernichtete der Magister Wilh. Leberecht Gözinger die harmlose Madonnenfigur. Sie war in alten Zeiten vom Geschlecht der Burkersdorfer gestiftet worden und fand Aufstellung im alten Gotteshause auf dem Barbaraaltare. „Die Aufregung über die Vernichtung der Statue war groß“, berichtet der Chronist. Wäre der Mag. Gözinger nicht gar so beliebt gewesen, wer weiß, was geschehen wäre.

Diese hölzerne Statue der Muttergottes kann nun niemand mehr beschreiben. Man muß annehmen, daß sie wie die Sebnitzer Madonna ein Kunstwerk gewesen ist. Diesem Neustädter Marienbilde schrieb man geheimnisvolle Kräfte zu. Der Ruf von seiner Wunderkraft war weit über Sachsens Grenzen bekannt. Allem Anscheine sind nach Neustadt bedeutend mehr Wallfahrer gekommen als wie nach Sebnitz. Selbst Kranke und Gebrechliche aller Art zogen zum Neustädter „Muttergottesbilde“, um hier Heilung zu ersehen. Die Wachslichtzieher und die Herberger hatten großen Verdienst, auch die Opfergaben flossen reichlich. Wie groß der Andrang zu dieser „Wunderstatue“ gewesen ist, möge man daraus ersehen, daß besondere Priester angestellt waren, die für die Wallfahrer Messen und Andachten hielten. Ihre Einnahmen sollen bedeutend gewesen sein. Es wird berichtet, daß das Gotteshaus stets belagert war von Wallfahrern. Stundenlang mußten sie warten, bevor sie zum Wunderbilde gelangen konnten.

Von der Sebnitzer Muttergottesstatue wissen wir, daß die Wallfahrer zumeist aus der näheren Umgebung, besonders aus Böhmen, kamen. Nach Neustadt wallfahreteten auch viele Leute, die links der Elbe wohnten. Bei Wendischfähre setzten sie über die Elbe. Der Neustädter Rat muß doch großes Interesse an diesen Wallfahrern gehabt haben, denn er gewährte den Pilgern, die zu seiner Madonna kamen, freie Ueberfahrt. An diese Tatsache erinnerte noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts eine Geldabgabe, die bis dahin der jeweilige Diakonus an die Neustädter Kämmereikasse jährlich zu entrichten hatte.

Nach der Reformation wurde das Bild aus der Kirche entfernt, und Neustadt verlor seinen regen Pilgerverkehr. Seit den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts besitzt Neustadt eine neue Kirche, deren Türme weit über die Häuser der Stadt ins Land schauen.

Jener Diakonus, der die Statue vernichtete, war 1787 Diakonus in Neustadt. 1818 starb er als Pfarrer daselbst. Mag. Gözinger war ein eifriger Heimatsforscher. Er gilt auch als Chronist von Sebnitz. In Wort und Schrift warb er für das damals noch im Dornröschenschlaf liegende Elbsandsteingebirge. Die Neustädter ehrten ihn durch Anlage der „Gözingerhöhe“, einem beliebten Ausflugsberge im Weichbilde der Stadt. An der Basteibrücke liest der Wanderer den Namen dieses Mannes, und an einem Felsen des Bärengartens unterhalb Hohnsteins wurde am 31. Juli 1887 ein plastisches Bild dieses unermüdlchen Rufers für unsere schöne „Sächsische Schweiz“ angebracht.

„Richtiger Winter“.

Wir wollen ruhig zugeben, daß wir diesmal einen verrückten Winter hatten. Aber wenn man heute von alten Leuten sagen hört: so etwas hätte es in ihrer Jugend nicht gegeben, damals wäre im Winter Winter und im Sommer Sommer gewesen, so ist das nicht richtig. Es hat früher genau so „verrückte“ Winter gegeben wie heute. Und wenn man meint, weil es nun mal in einem Jahre wenig Schnee gab, es würde jetzt überhaupt keinen „richtigen“ Winter mehr geben, so ist das ebenso nicht richtig. Es ist sogar besonders häufig, daß auf milde Winter besonders harte folgen. Das war so und wird auch wohl so bleiben. Allerdings waren die strengen Winter vergangener Jahrhunderte für die damaligen Geschlechter fühlbarer als heute.

Der älteste in Chroniken bekannte Winter mit starkem Schneefall und großer Kälte ist der des Jahres 748. Die Kälte erstreckte sich über ganz Europa. Der Bosphorus war zugefroren und das Eis war so stark, daß Schlitten darüber fahren konnten. Auch 1205 war ein sehr strenger und kalter Winter und viele Menschen starben des Nachts in den Betten vor Kälte. Im Jahre 1234 erreichte der Schnee Höhen von fast fünf Ellen (= 2,80 m). Dem Winter des Jahres 1416 folgte große Not in allen Landen. Nach strengem Frost und großen Schneemassen setzte überall Regen ein, so daß sämtliche Bäche und Flüsse aus ihren Ufern traten und weite Flächen Landes überfluteten. Sämtliche Mühlen wurden von den Fluten vernichtet. Die Leute mußten das Getreide zu Mehl stampfen und mit der Hand sieben. Während des Winters 1491 erfroren über 1000 Menschen, im darauffolgenden Frühjahr war die Tier- und Vogelwelt fast ausgestorben. Im Jahre 1513 begann der Winter im Oktober mit Schneefall und strengem Frost, welcher bis Anfang Februar 1514 anhielt. Da sämtliche Flüsse zugefroren waren und die Mühlen kein Brotgetreide mahlen konnten, entstand großer Mangel an Mehl. Aus dem Leipziger Tiefland wurde das Mehl bis ins Erzgebirge geholt. Vier Monate lang blieb der Schnee von 1564 zu 1565 bei grimmiger Kälte liegen. Das Eis der Elbe konnte wochenlang mit Pferd und Schlitten befahren werden. In den sächsischen Landen erfroren über 40 Personen und im Erzgebirge gingen fast 1000 Hirsche und 4500 Stück anderes Wild zugrunde. Unmengen von Schnee gab es während des Winters 1693 zu 1694. Im Gebirge mußten die Straßen und Wege untertunnelt und die Häuser aus dem Schneeausgegraben werden. Es gab Dörfer, wo von sämtlichen Wohnhäusern nur die Schornsteine über den Schnee herausragten.

Als härtester und längster Winter in Sachsen gilt der des Jahres 1709. Die Kälte betrug bis zu 35 Grad Reaumur. Sämtliche Obstbäume wurden durch den anhaltenden Frost vernichtet. Die Vögel fielen vor Hunger und Kälte aus der Luft, die Milch gefror während des Melkens in den Kannen und viele Menschen fand man des Morgens erfroren in ihren Betten. Während des Abendmahls gefror der Wein in den Kelchen. Strenger Frost herrschte auch während des Winters 1740. Der Frost war so tief in die Erde gegangen, daß zwei Männer in 1½ Tagen kaum ein Grab vollenden konnten. Brot war so hart wie Stein und mußte am offenen Feuer aufgetaut werden. Im Winter 1802 zu 1803 erfroren in allen sächsischen Weinbergen die Anpflanzungen. Im Januar 1827 schneite es zehn Tage ununterbrochen. Fortwährend mußte der Schnee um die Häuser herum weggeschaufelt werden. Es gab Schneewehen bis zu 12 bis 15 Ellen Tiefe (7 bis 8 Meter). Auch während des Krieges 1870-71 herrschte starke Kälte und das Thermometer sank bis zu 21 Grad Kälte. 1875 forderte der lange schneereiche Winter in Sachsen mehrfache Opfer an Menschenleben. Vom 21. Dezember 1886 schneite es fast drei Tage lang. An einzelnen Staatsstraßen ragten die Spitzen der Bäume nur wie kleine Sträucher aus dem

Schnee. 34 sächsische Eisenbahnlinien mußten infolge der Schneeverwehungen den Betrieb einstellen. Ein strenger Gefelle war schließlich der des Jahres 1917. Bittere Kälte quälte unsere Krieger im Felde und in der Heimat herrschte Kohnnot. In aller Erinnerung aber ist noch der harte Winter des Jahres 1929. Der kälteste Tag, der 8. Februar, brachte uns Kälte bis zu 35 Grad. Und auch in Zukunft wird man noch oft nicht nur von „Sommer im Winter“, sondern auch von „richtigen Wintern“ erzählen können. Aber auch hinter den härtesten Winter wird ein Frühling folgen.

Blumen im Winter.

Im Hornung blühen in geschützten Gegenden oft schon die Schneeglöckchen. Die Eigenart ihres Zellensaftes oder, wie der Botaniker sagt, die „spezifische Konstitution“ des Zellsaftes und wunderbare andere Schutzeinrichtungen ermöglichen es dem Schneeglöckchen, schon zu einer Zeit zu wachsen und Blätter und Blüten zu entfalten, wo fast alle anderen Gewächse noch im starren Winterschlaf ruhen oder Samen und Zwiebeln noch gar nicht an ein Keimen denken. Man hat um Weihnachten bei gelinden Wintern und nach heißen, langen Sommern schon oft noch blühende Schlüsselblumen und Beilchen neben den Blüten der Nießwurz gefunden, man weiß, daß das Gänseblümchen unter der Schneedecke verschlafen weiterleuchtet, sodaß es als erstes nach der Schneeschmelze sofort sein zartes Blumengesichtchen zeigen kann; aber die Schneeglöckchen sind doch von einer anderen Ordnung als die übrigen, denn sie sind tatsächlich die ersten Gewächse unserer Heimat, die sich unter der Schneedecke aus ihrer Zwiebel heraus entwickelt haben. So ein Plan Schneeglöckchen ist eine wahre Augenweide. Man wittert Vorfrühlingsluft und begeistert sich an neuen Hoffnungen. Bald kommt der verwandte Märzbecher, der in Sachsen zu den Pflanzenschülklingen gehört und nur noch wenige Wiesen in größeren Massen bevölkert, und wenn erst einmal die Beilchen und Himmelschlüsselchen blühen, dann ist die harte Zeit des Winters vorüber. Inzwischen sucht man ein paar Zimmerpflanzen zu pflegen, denn Herz und Gemüt wollen auch im stillen Heim eine freundliche Note in des Tages Einerlei haben. Gerade die Pflege von Zimmerpflanzen im Winter, seien es nun Blüten- oder Blattpflanzen, verrät bei so vielen Menschen die Liebe zur Natur.

Ab'rglob'n, wie schien bist du!

(Melodie: Das Reichenauer Boahnel)

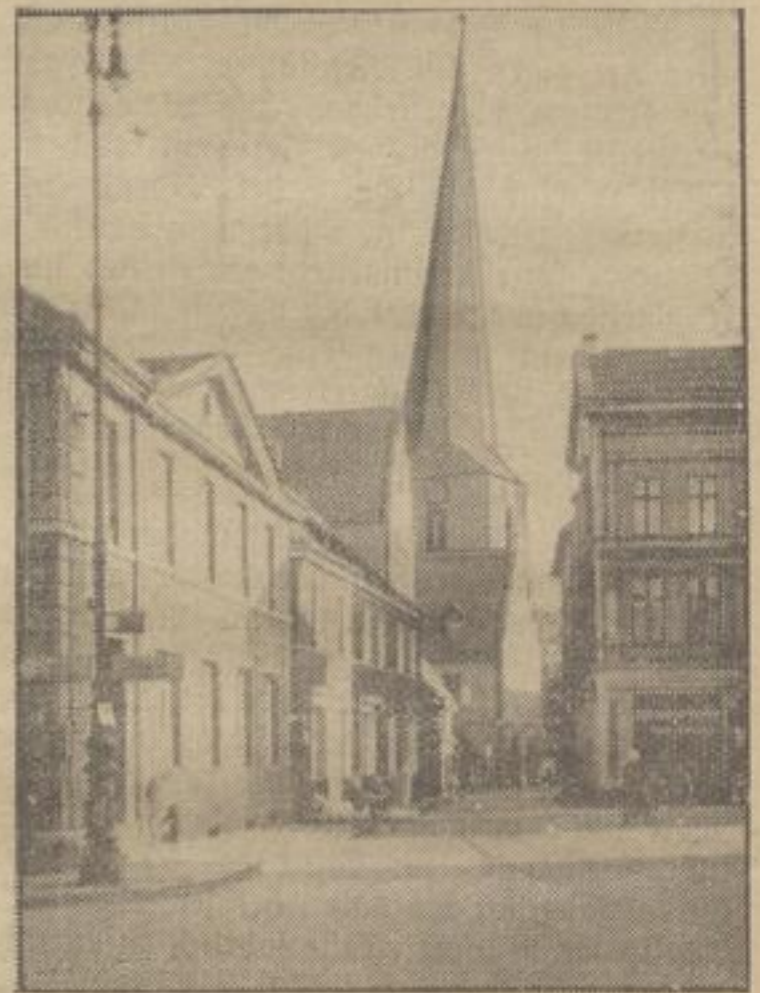
Wenn de willst uff de Reese gihn
do mußte siehr uffpoass'n
wenn de a als Weibl triffst,
do loannst' de Reese loass'n,
do fehrschte bess'r wieder im
und machst de Reese andersch rim!
::: Ab'rglob'n, wie schien bist du,
bringst mei Gemiete aus dar Ruh! :::

Und wenn de anne Spinne siht,
zu Mitt'che od'r Obend,
doas is a großer Uderschied
mol biesart'g und mol loabend.
Und siht se noa an Freit'che goar,
su hoaste Paich noa a dan Joahr!
::: Ab'rglob'n, wie schien :::

Kräht anne Henne stoatt 'n Hoahn
su brauchste goarne sackn
und muß'r glei dan Hoals imdrähn
do loan se nemie gadln, —
Und klatt'ri dar Hoahn uff'n Mist
do wehte, doah schiens Water is.
::: Ab'rglob'n, wie schien :::

Leest 'dr ne Koake übern Waig,
do tu od dreimol schpuet'n
und is se noa a Stid darvond
su darrste dich ne muckn.
Do bleibste ganz gemiet'ch stihn
und lößt an andern driebergihn!
::: Ab'rglob'n, wie schien :::
Hoaste dan Saalzoapp imgeschitt,
su wärschte bale ween'n —
oab'r wenns Saalz ai's Troige stoigt
do seins od Freedenträn'n.
Bei'n Ass'n poah uff's Mass'r uff,
wenns huuch stiht, reit't dar Teif'l druff!
::: Ab'rglob'n, wie schien :::
Hoaste a Kind noa unt'rn Joahr
loß ne an'n Spiegel guck'n
und heb's od bluhs ne iber'n Zaum
funst maust's mol gruze Huck'n.
Und loatsche oa ne iber'sch waig (weg)
do wächst d'ersch nimie von dan Flaik! (Fleck)
::: Ab'rglob'n, wie schien :::
Su mußte drim ze jed'r Zeit
und jed'r Stunde wiss'n,
goar moand'r Mensch hoat'ch salber schun
ai's Unglied neigeriss'n!
Drim schpuete bess'r ästersch moal
d'r schpoarscht d'r hernoach velle Duoall!
::: Ab'rglob'n, wie schien :::

Käte Kloas, Wiltthen.



Von schiefen Türmen.

In vielen Ortschaften Deutschlands kann man schiefe Kirchturmspitzen beobachten. Fast immer handelt es sich um alte Kirchen. In manchen Fällen werden sich die schweren Balken infolge des Alters und der Traglast verzogen haben. Vielleicht hat auch der Winddruck bei verschiedenen dieser schiefen Türme mitgewirkt. Auf der ganzen Erde bekannt ist ja der Schiefe Turm von Pisa, doch handelt es sich hier um einen steinernen Turm, dessen Fundament samt Turm sich nach einer Seite senkte, oder hat man den Turm so schief gebaut? Der Turm zu Pisa ist 54,4 Meter hoch und weicht von der Senkrechten um 4,3 Meter ab. Auf unserem Bilde ist der Kirchturm der Stadt Schwerte a. d. Ruhr.

(Scherl Bilderdienst, M.)